

Dana Grigorcea

Das primäre Gefühl der Schuldlosigkeit

Rapineu wohnte zwei Straßen entfernt und war Vaters Schulfreund und, was Mutter so beeindruckte, er war Souffleur im Bukarester Opernhaus. Es muss wohl seinem verschrobenen Humor geschmeichelt haben, als er, der doch in einem dunklen Kasten im Bühnenboden arbeitete, einen ebenso kleinen, allerdings erhöhten gläsernen Kasten beim Gartenzaun seines Hauses errichten ließ – für die operettenhafte Erscheinung jener Dame, die alle im Quartier nur die „Hübsche“ nannten und die in dem Glaskasten dem sehr lukrativen Beruf der Remailleuse nachzugehen begann, sie repassierte Laufmaschen in Seidenstrümpfen. Es ist auch nicht verbrieft, ob das Interesse, das die Opernsängerinnen und Ballerinas und schließlich auch die Damen im Quartier für Rapineu zeigten, ihm persönlich galt oder doch eher seiner vielbeschäftigten und mithin sehr wählerischen Mieterin. Glaubhaft erscheint allerdings, dass der Gang zur Hübschen mit einem Paar in Zeitungspapier eingewickelter Seidenstrümpfe als Vorwand dienen konnte, während der Auftragsarbeit sich ein wenig beim fröhlichen Junggesellen Rapineu aufzuhalten, der stets Wein im Haus hatte und Siphonflaschen, die er im Kellergeschäft bei der Oper aufzufüllen pflegte.

Und dann besaß Rapineu eben auch einen der ersten Farbfernseher im Viertel, keinen solchen im eigentlichen Sinne, einen Fernseher immerhin, dessen Bildschirm mit einer dreifarbigem Folie beklebt war. Aber wen kümmerte es damals, was echt war und was nicht?

Ich weiß noch, wie wir sonntagnachmittags Rapineu besuchten, nur meine Mutter und ich, um eine Episode der Serie „Fram, der Polarbär“ zu sehen. Ich kann mich gut an Rapineus abgewetztes Sofa mit dem Rosenmuster erinnern, ein Sofa, an dessen rauer Oberfläche man sich die Seidenstrümpfe aufrieb – wie meine Mutter jedes Mal feststellen musste, und ich weiß auch noch, wie sie sich solange anschauten, Rapineu und Mutter, bis sie loslachten.

Einmal, als Vater mitkam, lachte Rapineu nicht los. Er hielt Mutters Blick stand, ganz ernst, um dann, den bunt flimmernden Fernseher hinter sich – das obere Drittel leuchtete blau, das mittlere

rot, das untere grün –, mit seiner tiefen Flüsterstimme zu sagen: „Despina, Liebes, du hast unfassbar blaue Augen.“ Worauf wir losbrüllten vor Lachen. Das sollte den Sommer lang unser Hausscherz bleiben: „Despina, Liebes, du hast unfassbar blaue Augen.“ Mutter wehrte sich jedes Mal: „Stimmt doch gar nicht, hört endlich auf.“

„Fram, der Polarbär“ eröffnete mit einem Lied, „Es geschah am Nordpol, am Nordpol-pol-pol-pol, am Nordpol-pol-pol-pol.“ An sich nur ein Refrain, der eine starke Sehnsucht weckte, wie man sie nur empfindet, wenn klar ist, dass alles Wichtige und Schöne unweigerlich und vor langer Zeit verpasst wurde. Anschließend an das Lied tanzte eine schöne Frau mit Wangenrübchen und einem Federhut, flankiert von zwei Clowns, deren Mienen wohl in der fernen Vergangenheit, die sie besangen, lustig gewesen sein mögen, nun aber grotesk wirkten. Und dann kam die Geschichte, darin ein weißer Bär, der es gut hat im Zirkus und immer satt mit Applaus bedacht wird, den aber eine trügerische Sehnsucht überkommt nach dem Nordpol, den er nicht kennt. Da er darüber melancholisch wird, lässt ihn der Zirkusdirektor ziehen, und so gerät unser Bär in eine Welt voller Gefahren und nicht zuletzt unter seinesgleichen, die aber seine im Zirkus erlernten Kunststücke nicht verstehen und schon gar nicht schätzen können. Und irgendwann, nach großer Öde, viel Schneefall und Kälte, findet der Bär wieder zurück zu den Zirkusleuten, die er doch liebt und die ihn lieben.

Es war ein schöner Sommer, als „Fram, der Polarbär“ lief. Manchmal schleppte Rapineu das abgewetzte Sofa mit dem Rosenmuster nach draußen unter die Weinlaube und zog den Fernseher mit dem Tischchen über die Türschwelle.

Er schenkte Wein ein und goss aus dem Siphon dazu. Mir gab er natürlich nur vom Siphon, und dann hatte er statt Eiswürfel pastellfarbene Herzen aus Plastik, gefüllt mit Wasser, das zu Eis gefroren war, das ich durch das raue Plastik zerbeißen wollte und das langsamer auftaute als ein Eiswürfel; schüttelte ich das Plastikherz, klopfte das Eis darin mit leichter Verzögerung an die Innenwand. Das stachelte mich an. Ich schüttelte weiter, aber die Verzögerung blieb.

„Küss die Hand, liebe Frau Despina“, sagte schon bei der Auftaktmusik der Securitate-Oberst Dobrescu im Tor und zog weiter, ohne Rapineu begrüßt zu haben. Seine Abneigung gegen Rapineu

sorgte im Viertel für Amusement, umso mehr, als die beiden unterschiedlicher nicht sein konnten. Rapineu war jung und stattlich, mit lockigem Haar, Dobrescu hingegen hager, und er klebte sich die seitlich über dem linken Ohr wachsenden Haare quer über die Glatze, wohl mit einem Zuckerguss, denn sie standen manchmal hoch wie ein Deckel, zum Beispiel, wenn er meine Mutter im Winter begrüßte und dabei die Lammfell-Tschapka hob: „Küss die Hand, zarte Frau Despina!“

Dobrescu, der damals noch nicht mit der gefalteten Wochenzeitung der Patriarchie, „Das Licht“, unter dem Arm herumlief, besaß eine Dogge, die ihm auf Schritt und Tritt folgte und angeblich aus demselben Wurf war wie die der Ceauşescu-Tochter Zoe, die in der Dr.-Victor-Babes-Straße wohnte, unweit des hübschen Frisörladens mit den vielen Spiegeln, wohin ich meinen Vater öfter begleitete. „Kennen Sie meine Tochter?“, fragte mein Vater den Chef jedes Mal, wenn wir den Laden betraten. „Wie könnte ich sie nicht kennen“, erwiderte der Frisör als eine Art Begrüßungsformel, während ich das kleine Haus von Zoe in den vielen Spiegeln zu finden suchte – oder zumindest eine spazierende Dogge, die mir die unscheinbare Ceauşescu-Tochter, eine Mathematikprofessorin, die sich von ihren Eltern losgesagt zu haben schien, erkennbar machen würde. Ich habe sie nie gesehen – oder dann nie erkannt.

Dobrescus Dogge war ein wundervolles Tier, groß und geschmeidig, und es schaute einen geradewegs an, mit hängenden Lidern, die die Aufrichtigkeit des Blicks unterstrichen. Bald begann man, die noblen Attribute des Hundes auf sein Herrchen zu übertragen, und Mutter freute sich zu wiederholen, dass der Teufel nicht so schwarz ist, wie man ihn malt, und Dobrescu anständiger sei als viele, die sich nur anständig gaben und deren familiäre Herkunft viel eher Anlass zu Anständigkeit gegeben hätte.

Ich weiß nicht, was der Securitate-Oberst genau zu tun hatte, denn er war fast immer auf der Straße anzutreffen, und er hielt mich für lange höfliche Gespräche an, in denen es oft um eine mittelalterliche Burg in der Nähe seiner Heimatstadt ging. „Man soll nie vergessen, wo man herkommt“, legte er mir ans Herz, während mich die Dogge mit ihrem treuherzigen Blick fixierte.

Manchmal wurden Dobrescu und seine Dogge von einem schwarzen Pobeda abgeholt. Die Dogge stieg dann auf den Vordersitz, während sich ihr Herrchen auf die Rückbank setzte, zum bewaffneten Milizmann. Den Milizmann traf ich manchmal im Treppenhaus an, das kurze Gewehr baumelte an seinem Bein, in den Armen trug er große Einkaufstüten oder Gläser mit Eingelegtem. Dobrescu selbst habe ich nie etwas tragen sehen. Er lebte in der Angst, daß sich sein Blinddarm entzündete.

Und dann kam der Tag, an dem Mutter krank ins Bett fiel, es war der Herbst nach jenem Sommer, da „Fram, der Polarbär“ lief. Es war kaum was zu machen, man müsse abwarten, sagte der Arzt, ein Familienfreund aus der Nachbarschaft. „Wie kannst du uns so was antun“, fragte er die Kranke vorwurfsvoll. „Wie kannst du uns so was antun“, fragte auch mein Vater jeden Abend.

Des Nachts, wenn er nicht an Mutters Bett saß, stieg er auf das Dach und drehte heimlich an der Antenne. „Es gibt die Bulgaren, die Ungarn, sogar die Jugoslawen gibt es“, feuerte er die Kranke an, „halt einfach durch!“

Es war die Zeit, da uns Alain Delon, Jean-Paul Belmondo, Jeanne Moreau und Brigitte Bardot ins Haus flimmerten, allesamt bulgarisch parlierend, auch dann, wenn sie schwiegen oder längst schon lachten, und wir verstanden den Film trotzdem irgendwie. „Obitscham te powetsche ot vsitschko“, sagte Belmondo und gab mit einem ironischen Lächeln den Löffel ab. Vater hatte sich eine sogenannte Alain-Delon-Jacke besorgt, die mit dem Lammfellkragen, und sie hing auf einem Bügel vor dem Schrankspiegel, bereit für die Regentage im Herbst.

„Ich habe keine Lust mehr“, klagte Mutter, die sich dennoch für jeden Film zurechtmachen ließ, als sei der Bildschirm ein Fenster und die französischen Stars blickten zu ihr hinein. Die Augen nicht mehr blau, sondern schwarz umrandet, was besser zu ihren braunen Augen passte, und dann mit einem Schwalbenschwanz-Lidstrich à la Brigitte Bardot hockte sie im Bett, todschick, und war zänkisch. „Wage es nicht, mich so anzuschauen“, warnte sie ihren Mann, nur für den Fall. Und dann nahm diese Unruhe Form an und ein Ziel und Mutter verlangte mit brutaler Vehemenz nichts anderes als Rapineus Fernsehfolie.

„Stell dir vor, Dimi, wie alles mit der Folie wäre!“, sagte sie.

Dann folgte, was uns Schülern später aus „Salomé“ vorgelesen wurde, die Stelle, da Herodes weder ein noch aus weiß.

- Bedenk, was du tun willst ... Er ist ein heiliger Mann ... Hör jetzt auf mich.

- Ich will den Kopf des Jochanaan!

- Alles, was du verlangst, will ich dir geben – nur eines nicht. Nur nicht das Leben dieses einen Mannes ... Ich will dir den Vorhang des Allerheiligsten geben ...

(Die Juden: Oh oh oh)

- Ich will aber die Folie von Rapineus Fernseher. Schluss.

Ich weiß noch, wie mein Vater blass aus dem Zimmer heraustrat und nur noch „komm, wir gehen“ sagte. Und wir gingen zu Rapineu. Und ich weiß nicht mehr, wie das war, ob sie zunächst zusammensaßen, still, auf dem abgewetzten Sofa mit dem Rosenmuster, bevor ihn mein Vater verprügelte, oder vielleicht hat zuerst Rapineu meinen Vater verprügelt, oder sie einfach nur da saßen und geweint haben, ohne dass der eine dem anderen etwas angetan hätte, während ich vor dem Fernseher hockte und im farbigen Flimmern ABBA-Clips schaute.

If you change your mind,

I'm the first in line

Honey I'm still free

Take a chance on me!

Es wurde dunkel. „Du siehst, dass man die Folie nicht abziehen kann“, sagte Rapineu in der klaren Diktion seiner Souffleurs-Flüsterstimme, und er unternahm einen letzten Versuch dazu.

Dann bedeckten sie den Fernseher mit Zeitungsbögen und befestigten sie mit Klebestreifen. Ich denke, sie hatten Angst, die Nachbarn könnten von dem Farbfernseher erfahren. Sie hoben ihn ehrfürchtig an, als handelte es sich um die Bundeslade, beide verweint. „Komm, jetzt muss es weitergehen, irgendwie.“

Ich musste vorausgehen und schauen, ob jemand kommt, und sie folgten mir mit der geheimen Ladung, ächzend.

Auf Höhe der Tennisplätze, wo sich die Dr.-Carol-Da-Villa-Straße zu einem kleinen Platz öffnet, traf ich auf keinen anderen als Oberst Dobrescu in Begleitung seiner Dogge.

„Bist du das, Victoria?“, fragte er.

„Jawohl“, antwortete ich fröhlich und laut.

„Allein?“

Ich schaute mich um. „Ja, allein.“ Ich hätte Angst so ganz allein, auch wenn es nur die Schatten der Bäume waren, die mir Furcht einflößten. Vielleicht würde mich Herr Genosse Dobrescu mit seinem großen Hund bis nach Hause begleiten?

„Angst haben ist im Grunde gut“, sagte Dobrescu, „das schützt vor Problemen, aber ist es auch gut, wenn wir Angst haben vor dem Feind?“

„Nein“, sagte ich, „aber Mutter wird sich Sorgen machen.“

Die Dogge fixierte mich mit ihrem treuherzigen Blick.

„Ja dann, wenn das so ist, müssen wir gehen“, sagte Dobrescu, und wir brachen auf in Richtung der Dr.-Lister-Straße.

„Wie geht es der guten Frau Despina?“

„Sie ist schwer krank.“

Ich hatte mich verplappert, aber immerhin entfernten wir uns mit immer schnelleren Schritten von den beiden mit der teuren Ladung.

„Was hat sie denn?“, fragte der kleine Mann in Sorge.

„Ich weiß nicht genau“, sagte ich, „aber sie verliert ganz viel Blut.“

Ich sah Dobrescu den Kopf schütteln. „Wie es manchmal kommt ... schrecklich.“

„Der Arzt sagt, dass man einfach abwarten muss.“

„Welcher Arzt?“, fragte Dobrescu.

Ich glaube, ihm den Namen des Arztes genannt zu haben, bin mir aber nicht sicher.

„Wenn man krank ist, geht man einfach ins Krankenhaus, Schluss“, sagte Dobrescu aufgeregt, das sei in seiner Heimatstadt mit der mittelalterlichen Burg auch nicht anders, das Land habe doch so gute Krankenhäuser. Er werde sich persönlich darum kümmern, dass Mutter in gute Hände komme und gesund werde.

Ich dankte ihm.

Zu Hause horchte ich lange im dunklen Treppenhaus, bevor ich wieder hinausging zu den beiden. Sie brachten den Farbfernseher heil ans Ziel, und während Mutter und ich einen französischen Film schauten bei den Jugoslawen, die ihn Untertitelten, gingen die beiden in der Küche Radio hören.

„Ich weiß nicht, ob ich unglücklich bin, weil ich nicht frei bin, oder ob ich nicht frei bin, weil ich unglücklich bin“, sagte die Studentin Patricia im Film.

Und dann, als Jean-Paul Belmondo wieder dabei war zu sterben, also als er zuerst den Zigarettenrauch aushauchte und dann lachte und mit seinem Kussmund zuckte, nuschelte er noch: „C'est vraiment dégueulasse, das ist wirklich ekelhaft.“

„Was hat er gesagt?“, fragte ich, gleichzeitig mit der Studentin Patricia.

„Vous êtes vraiment une dégueulasse, Sie sind wirklich ein Ekel“, antwortete ein Polizist.

„Aber das war nicht richtig“, sagte Mutter empört und begann loszuheulen. „Das hat er nicht gesagt.“

Am nächsten Tag kamen sie vom Krankenhaus, um Mutter abzuholen.

„Ich kann aber nicht ungeschminkt hin“, sagte sie.

Und dann schminkte sie sich langsam und gründlich.

Als ich sie beim Verabschieden umarmte, flüsterte sie mir ins Ohr: „Missgeburt!“

Ich sah ihr auf dem Balkon nach, drehte mich ab. Über die Schulter hinweg verfolgte ich einen nassen Fellknödel, da, ganz vorn vor der Elefterie-Kirche, der Hund stand nun am Straßenrand, neben der Zigeunerin mit den Blumen, der ich ab und an einen Strauß abkaufte. Sie pflückte sie von den Gräbern hinter der Kirche. Der Hund machte Anstalten, die Straßenkreuzung zu überqueren zum Park vor der Oper. Er lief auf die stark befahrene Straßenkreuzung hinaus und veranlasste mehrere Autos zu bremsen. Das Quietschen der Reifen hallte die Dr.-Lister-Straße hinunter und drang in meine Ohren. Die Zunge hing dem Hund ganz lang heraus. Ich sah, wie ein großer schwarzer Hund den gerade mit dem Leben Davongekommenen bestieg.

Drei Jahre nach Ceauşescus Exekution kam Michael Jackson nach Bukarest. Damals ging kaum noch einer aus dem Haus ohne die „Dangerous“-Kassette, man trug sie bei sich, und zwar sichtbar, wie einst die Chinesen *Das kleine Rote Buch* während Maos Kulturrevolution. Und bei jenen, die einen Kassettenrekorder besaßen, zum Beispiel bei uns, spielte man gern den sogenannten Jackson-Poker: Man spulte mit einem Bleistift oder mit dem Finger das Band in der Kassette vor, und die Mitspieler mussten erraten, was Michael an jener Stelle sang. Nachdem alle ihren Einsatz auf den Tisch gelegt hatten, wurde die Kassette in den Rekorder geschoben, und es gewann, wer am nächsten dran war.

Von der „Dangerous“-Kassette besaß ich zwei Stück. Die eine spielte ich ab, die andere hielt ich an einem sicheren Ort bereit für den Fall, dass die erste kaputtging. Und als die CD kam, kaufte mir mein Vater auch die CD, für den Fall, dass wir einmal einen CD-Player haben würden.

Als angekündigt wurde, dass Michael gleich nach seiner Landung in Bukarest zum Haus des Volkes gebracht würde, war ich einer der 70'000 Fans, die in der besagten stockfinsternen Nacht hineingingen in die Betonschlucht zwischen den Wohnblockzeilen. „Via Mala“ nannte man den Ort.

Vor uns die steile Felswand des geplanten riesenhaften Gebäudes, die auch eine Nacht hätte sein können, eine sternlose, dahinter nur Ödland und Brache. Ich war zum ersten Mal vor dem Bau, den ich sonst nur aus der Ferne, vom Fenster in der Dr.-Lister-Straße, sah. Und ich wäre wahrscheinlich nie hergekommen ohne Michael.

Bis die Hubschrauber kamen mit den Lichtkegeln, erklangen nur vereinzelt Schreie, später aber schwoll das Gekreische an: „Michaeel, Michaeeeeel.“ Und dann wurden Seile heruntergelassen aus den Hubschraubern, und alle schauten hinauf, ob Michael sich zu uns abseilte durch den schräg herabpeitschenden Herbstregen.

„Ist er das?“

„Das muss er sein.“

Doch da war niemand.

Wir sangen ihm seine Lieder, durcheinander, manchmal kam ein Song von den hinteren Regionen der Menschenmenge wie eine Welle über uns und ließ alle anheben:

Don't you judge of my composure

'cause I'm lying to myself

And the reason why she left me

Did she find in someone else?

Und wieder kam ein Lied und spülte das erste hinweg oder brachte es zurück, und es ging um Verrat und Liebe, vor allem aber um den Verrat, und alle sangen:

(Who is it?)

Is it a friend of mine?

(Who is it?)

Is it my brother?

Und wie aus dem Nichts zersprang die Nacht vor uns mit einem Dröhnen und einer Art endzeitlichem Feuerwerk rund um das Haus des Volkes.

„Es brennt“, rief so mancher fasziniert, „er brennt jetzt alles nieder.“ Und von überall drang Sirenengeheul zu uns her.

Da standen wir am Fuße des Arsenalhügels, dem mythischen Versammlungsort widergöttlicher Mächte, eine dampfende Menschenmasse, klatschnass, aber gestärkt, gesegnet von der Leidenschaft unserer Ahnen, auserwählt, das Ende zu erleben, die letzte Entscheidungsschlacht, wie sie in der Offenbarung des Johannes prophezeit wurde: „Und er versammelte sie zu dem Ort, welcher auf Hebräisch Armageddon genannt wird.“

„Michael, Michael“, riefen wir unseren Erzengel.

Und als das ganze Haus des Volkes hinter Feuer und Rauch verschwand, schrie jemand: „Weg mit der Nomenklatura!“ Oder es kam einfach so über uns und alles begann zu skandieren:

„Weg mit der Nomenklatura!“

„Frei-heit, Frei-heit!“

Und alle streckten die Arme dem Regen entgegen, mit den Fingern das Siegeszeichen formend der ein Jahr zuvor zerschlagenen Demos, nunmehr aber mit Zeigefinger und Daumen, nicht mehr das V-Zeichen aus Zeige- und Mittelfinger wie bei der sogenannten Revolution, als die Nomenklatura uns mit einem riesigen, grausamen Schauspiel gelackmeiert hatte.

Und als sich der Rauch gelegt hatte, weggewaschen vom Regen, hatten wir freie Sicht auf das, was früher einmal das Haus des Volkes gewesen war und sich jetzt in blauen Konturen zeigte – das himmlische Haus des Volkes, das Haus des ganzen Volkes Gottes!

Heal the world

Make it a better place

For you and for me

And the entire human race ...

Lichtstrahlen bündelten sich auf den Balkon des Volkshauses, wo eine kleine Gestalt stand und winkte.

„Huuuh“, rief Michael in die Mikrophone, „huuh.“

Zwei große Bildschirme flackerten auf in der Nacht und zeigten je einen übergroßen Michael Jackson in rot-blauer Offiziersuniform der königlichen Garde mit goldener Schnur. Aus Geschichtsbüchern kann man erfahren, dass es genau die Gala-Uniform König Carls II. war, allerdings ohne die Tschapka mit dem weißen Haarbusch, stattdessen mit einem schwarzen Hut und der verspiegelten Pilotenbrille, in der das ganze Geschehen auf dem Platz widerschien, bestehend aus unzähligen fernen Punkten.

„Hello, *Budapest!*“, rief Michael Jackson. „I love you!“

Mir war, als ob es aufgehört hätte zu regnen. Totenstille. Ende.

Es ist still hier oben. Kein Ton dringt an diesem Sommervormittag zu uns auf den Balkon, wo wir auf Rattansesseln unseren Mokka mit Eis trinken und zwischen den klobigen Betonstützen der Balustrade auf den ausgestorbenen Boulevard der Vereinigung, ehemals des Sozialistischen Sieges, schauen. Cremefarbene Wohnblöcke reihen sich aneinander, sie scheinen unbewohnt, und die wenigen Passanten halten nicht vor den Eingängen, sondern verschwinden in den schattigen Durchgängen, zur anderen Seite hin, wo es noch kleine Häuser und Gärten gibt, und auch die kleine Kirche des abgerissenen Klosters Mihai Voda hat man, auf gedrungenen Rädchen, wie man uns erklärt hat, dorthin gezogen, in Sicherheit. Weite cremefarbene Schirme von der Art, wie ich sie aus der Schweiz kenne, schützen uns gleichwohl vor Sonne und Vogeldreck, denn über das 300 Meter lange Haus des Volkes kreisen unaufhörlich und stumm die Mittelmeermöwen, die vor einigen Jahren ihr natürliches Habitat verlassen haben und sich in dieser Stadt von Müll und Aas ernähren.

Von den mannshohen Gräsern auf dem Hügel weht ein Strohgeruch heran, es fühlt sich an, als wäre man auf einem Balkon in der Chalkidiki, merkt Flavians ehemaliger Schulkollege an, zu

Reichtum gekommen im Silicon Valley, aber nach eigenen Aussagen todunglücklich, das traditionsreiche Osteuropa verlassen zu haben. Den ganzen Morgen habe er Verabredungen gemacht und dann wieder abgesagt. Welch eine Befreiung, dieses zwanghaft Amerikanische abzuschütteln! Seine frisch angetraute Frau stimmt ihm zu. Und dann noch dieses Wahnsinnshaus da, bis hierher war es für sie, als liefe sie durch eine Installation dieser Schweizer Künstlerin – sie schaut mich an –, ganz sicher Schweizerin, wie hieß sie nochmals, die so ein riesiges Zimmer gestaltet hat mit großen roten Sofas, auf denen man so klein wird und unschuldig und ganz ohne Sorgen. Das riesige Haus vermittelt einem das Gefühl, wieder Kind zu sein, ob das nicht phantastisch sei, man wolle sich gleich austoben. Sie trinkt ihren Mokka durch zwei bonbonfarbene Strohhalme und fordert mich auf, „ins Haus“ zurück zu kehren. Flavian und ihr Mann begrüßen den Vorschlag.

„Nur zu“, sagen sie und bestellen einen zweiten Mokka mit Eis.

Wir sind beide von der Sonne geblendet, die Frau nimmt mich an der Hand, ich habe ihren Namen vergessen. Ihr Mädchenname allerdings ist Moinescu, wie der ihres reichen Vaters, dessen Vater wiederum seines Zeichens kommunistischer Ministerpräsident war. Da war dieser gute Witz mit Moinescu, nur will er mir nicht einfallen, ob ihn die junge Frau kennt, oder weiß sie am Ende von nichts?

Ich hatte viele Witze gekannt, konnte stundenlang auf einem Stuhl sitzen und politische Witze erzählen, dazwischen fiel stets die Ankündigung: „Und jetzt der.“

Schnell gehen wir durch die Räume, wobei mich die junge Moinescu die kalten Wände entlangzieht und unsere Schritte zählt, nur um das Zählen wieder aufzugeben, begeistert ob der Immen- sität aller Dinge. Die Räume stehen leer, die schweren Vorhänge sind zugezogen, und wir waten im Zwielflicht über die dicken Teppiche, auf denen sich hier und da helle Linien ausbreiten, ein großes Muster andeutend, das wohl nur von der Decke aus zu erkennen wäre.

„Meinst du, die beiden hatten vor, hier jemals Sex zu haben?“, fragt mich die junge Moinescu.

„Wer?“

„Die Ceaușescus, wer sonst.“

„Ich glaube nicht. Das Haus sollte ja keine Wohnung werden, sondern ein Parlamentsgebäude.“

„Na und, kann man in einem Parlamentsgebäude keinen Sex haben?“

„Ich glaube nicht, denn sie waren ja immer in offizieller Begleitung.“

„Sie hätten sich aber kurz davonschleichen und schnell Sex auf der Toilette haben können, um es allen zu zeigen, insgeheim.“

„Ich denke nicht, dass sie allein bleiben wollten, sie hatten ja Angst vor Anschlägen.“

Die junge Frau ist irritiert. Sie will mir widersprechen, hat aber keine Argumente. Ob ihr Großvater noch lebt? Sie ist ein sogenanntes Nachwendekind, das keine Schuld auf sich geladen hat und dieses primäre Gefühl der Schuldlosigkeit vor sich herträgt.

Von irgendwo her dringt Radiogeplärre zu uns, wie ein warmer Wind.

Auf einer Terrasse bittet mich die junge Moinescu, sie zu fotografieren. Sie klettert die Brüstung hinauf und hält sich am Eckpfeiler fest. Angeweht vom Radiogeplärre, das ab und an die Lautstärke ändert wie ein Fallwind, frage ich sie, was sie denn auf dem Foto haben will. Sich und die Stadt, sagt sie in einem Ton, als sei das evident.

Meine Frage ist sehr wohl berechtigt, denn vom Balkon aus sieht man eigentlich gar nichts, nur diese Kulisse aus cremefarbenen Wohnblockreihen.

Im hellblauen Dunst zeichnet sich etwas ab, das aussieht wie die Alpen von Zürich aus gesehen, über den Zürichsee hinweg. Ich drücke ab.